



Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 23. Februar 1846.

Stadtverordneten-Beschlüsse aus der Verwaltungsperiode vom 17. Juni. 1845 ab bis dahin 1846.

Sitzung vom 18. Novbr. 1845.
Anwesend 36 Mitglieder.

1. Es ward die Berathung, betreffend die in der Sitzung vom 7. d. M. angetragene Bewilligung von 50 Rthlr. Zulage zum Gehalt des ersten Lehrers an der Mädchenschule, dessen Stelle nur mit 150 Rthlr. jährlich dotirt ist, wieder aufgenommen.

Es ward auf die an den Magistrat geschehenen Rückfragen, betreffend die Wohnung des künftigen Cantors, und die Holzbewilligung für ihn hervorgehoben, und zur Anerkennung gebracht, daß die Frage über die Wiederbesetzung des Cantorats nicht zum Ressort der Stadtverordneten gehöre, sondern daß die Wiederbesetzung dieser Stelle, als einer rein kirchlichen, dem Kirchenpatrone competitive, daß es sich daher hier nur um die Frage handele:

ob dem Gehalt der ersten Mädchenlehrerstelle, die nur mit 150 Rthlr. ausgestattet sei, während der zweite Mädchenlehrer 200 Rthlr. jährliches Gehalt beziehe, — 50 Rthlr. zugelegt werden sollten?

indem die erste Mädchenlehrerstelle für jetzt nicht dem noch unbekanntem Cantor, sondern einem bereits bekannten Lehrer gegeben werden solle.

Es ward die vorstehende Frage durch geheime Abstimmung erledigt, und die Bewilligung einer Zulage von 50 Rthlr. zum Gehalt des ersten Mädchenlehrers mit 19 gegen 17 Stimmen abge-

lehnt, bei der geheimen Abstimmung natürlich ohne Motivirung dieser Ablehnung.

2. Mit Bezug auf die angetragene Niederschlagung der Schulgeldreste aus dem Jahre 1844 ward in heutiger Sitzung aus §. 10 des General-Landeschulreglements vom 12. August 1763 und ferner aus dem Repertorio gesetzlicher Bestimmungen und Verfügungen über das Kirchen- und Elementarschulwesen pag. 58 nachgewiesen, daß Krankheit der schulpflichtigen und in die öffentliche Schule aufgenommenen Kinder die betreffenden Eltern von der Fortzahlung des Schulgeldes während der Krankheitszeit des Kindes nicht entbinde, wenn sie an sich zahlungsfähig seien. Es ward daher beschlossen, daß zwar pro 1844 und das fast verfllossene Jahr 1845 die Niederschlagung der Schulgeldreste für krank gewesene Kinder auf die Dauer ihrer Krankheitszeit noch zu bewilligen, daß jedoch von 1846 ab dies Schulgeld auch für Kinder während ihrer Krankheitszeit fortgezahlt werden müsse, und daß bei dem Magistrat darauf anzutragen sei: diese Verpflichtung durch die hiesigen Blätter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

3. Der Bäckermeister A. Mohr ist bei dem Magistrat um Ueberlassung eines kleinen Streifen Landes vom Buttermarkt zu seinem Gehöfte und zur Erbauung eines Holzstalles eingekommen, aber von demselben auf dies Gesuch abschlägig beschieden worden. Er wendet sich mit demselben Gesuch jetzt an die Versammlung, vorstellend, daß das fragliche Flecken Land, dessen käufliche Ueberlassung er begehre, eigentlich nur einen Schmutzwinkel bilde, und daß durch dessen Bebauung eine Verschönerung des Platzes, aber kein Nachtheil

für das öffentliche Interesse bewirkt werde. Die Versammlung beschließt deshalb, die Abgabe dieser Vorstellung an den Magistrat mit dem Anheimstellen: nochmalige örtliche Untersuchung des fraglichen Gegenstandes durch die Bau-Deputation zu veranlassen.

4. Der Rendant der Stadthauptkasse, Barrein, stellt in der Eingabe vom 12. Nov. 1845 die Unzulänglichkeit seines nur in 300 Thaler jährlich bestehenden Gehalts vor, und bittet um angemessene Zulage. Obwohl bei der öffentlichen Beurteilung des Antrages anerkannt ward, daß bei Verwaltung einer Kasse, durch welche jährlich mindestens 50,000 Thaler laufen, und bei einer gestellten Caution von 2500 Thaler ein Gehalt von jährlich 300 Thlr. gering erscheine, und daß dem Bittsteller für den Fall des Ablebens seines pensionirt gewesenen Vorgängers im Posten eine Verbesserung verheißen worden, so ward das Gesuch bei der geheimen Abstimmung dennoch mit 23 gegen 13 Stimmen abgelehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vater im Schnee.

Von W. Meris.

(Fortsetzung.)

„Ist denn die liebe Frau nicht zu Hause.“

„Todt, todt, Herr Pastor. Gerade zu rechter Zeit, die hätte mir mit ihrer Nachsicht die ganze Nachbarschaft auf den Hals geladen. Gerade zur rechten Zeit todt, kann keinen Credit mehr geben, keinen Aufschub. Wenn alle Welt überschwemmt sein will, und Hagelschlag leiden, und das Fieber haben, so kann ich meine Bude schließen, und ich will ein ehrlicher Mann bleiben.“

„Ihre liebe Frau war eine gute —“

„Weiß alles, was sie war, habe ihren Leichenfermon mit sieben Paubthalern baar bezahlt, brauche gar nichts weiter zu wissen, aber mein Geld will ich auf Heller und Pfennig. Und daß Sie sich präpariren können, es ist alles schon richtig gemacht, und übermorgen klopft der Exekutor an Ihre Thür. Wenn Sie heute noch zahlen wollen, bis halb zehn bleibt mein Laden offen, und ich will ein Uebriges thun und das Mandat zurücknehmen.“

Der Schieber flog zu und der Pfarrer ritt vor des Doctors Thüre. Die Flaschen Johannisberger wurden eben entsiegelt, als der Pfarrer den Doctor heraufzurufen ließ.

„Das wird nichts zu bedeuten haben,“ sagte der Doctor, die Serviette in der Hand auf dem Treppentur, „nichts als eine katarrhalische Er-

kältung. Nehmen sie etwas Lakritzensaft, und der Husten wird sich geben.“

„Um Lakritzensaft, Herr Doctor, bin ich nicht drei deutsche Meilen geritten.“

Der Doctor stocherte sich in den Zähnen und sah schauernd auf das Wetter draußen, indessen der Vater mit dringender Umständlichkeit das Uebel seines Kindes schilderte.

„Kinderkrankheiten, lieber Herr Pastor,“ sagte er etwas nachdenkender.

„Kinder, Herr Doctor, sind auch Geschöpfe Gottes.“

„Gewiß, gewiß, kommen aber viel leichter durch. Ich will Ihnen etwas verschreiben.“

„Herr Doctor, Sie haben nicht meinen leidenden Kleinen gesehen; ich bin ein Laie. Ich mag die Symptome falsch aufgefaßt haben. Was Sie verschreiben, ist vielleicht Gift.“

„Pastor, das Kind steht in Gottes Hand, und des Menschen Auge und des Menschen Arm reicht nicht, um alles zu sehen und alles zu fassen.“

„Aber dort wiehern in ihrem Stalle zwei starke, feurige Rappen, Sie selbst sind ein gesunder Mann.“

„Bis der Nachts Sturm auf der Haide mir auf die Brust fällt.“

„Ich bin hingeritten in diesem dünnen Mantel!“

„Sie haben Recht, das könnte mich nicht zurückhalten. Aber verlangen Sie, der Sie das Wort Gottes predigen, das auch das Wort der Vernunft sein soll, daß ich um ein Kind von einigen Monaten mehrere Duzend meiner alten Patienten im Stiche ließe? Jeder von ihnen weiß, was er leidet, kann mir distinct antworten auf meine Fragen. Ich weiß ihre Krankheitsgeschichte, mit hat der liebe Gott ihre Pflege, ihre Behandlung, ich kann sagen, ihr Leben in die Hand gegeben. Ich muß für sie einstehen: Ihr Kind steht kaum aufgezählt auf der Liste der Lebendigen, unsere Kunst hat noch nichts mit ihm zu thun, es ist alles Zufall, und ein Kind ist so speziell in Gottes Hand, wie eines im Mutterleibe. Wollen Sie es nun verantworten, wenn ich diese Nacht zu drei Kranken gerufen werde, denen meine Kunst vielleicht Rettung bringen kann, wollen Sie es verantworten, wenn ich Ihres einzigen Kindes wegen mich sechs und dreißig Stunden vom Hauptkreise, dem ich verpflichtet bin, entferne? Wollen Sie, können Sie das mit gutem Gewissen, dann gehe ich mit Ihnen.“

Der schweigende Pastor empfing nach fünf Minuten ein Rezept des Doctors, der am nächsten Sonntag auf seiner Landtour bei ihm anzufragen versprach. Der Mörser des Apothekers stampfte

das verschriebene Pulver. Jeder Stoß des Klöpfels fiel dem harrenden Vater schwer auf das Herz. Er konnte nicht in der Zeitung lesen, die ihm der Provisor hingelegt hatte, die Buchstaben verschwammen ihm! Und doch fesselte ihn ein Artikel. Ein Vater, ein reicher, glücklicher, gepriesener Mann, dessen Rang so hoch stand, dessen Name so stolz klang, wie er selbst niedrig stand, und wie demüthig der seine tönte, dem hatte die Bosheit sein einziges Kind geraubt. Der vornehme Mann erhob nun Hilfe stehend in den Zeitungen aller Länder seine Vaterarme, er bot Geld und Schätze dar, und rief alle guten Menschen an, ihm zu helfen, ihm sein Kind wiederzubringen. Und was sagte der fürchterliche, lange Gedankenstrich dahinter? — Daß es vielleicht zu spät sei?

„Der Himmel gebe, daß es helfe!“ sagte der Provisor, als er dem Pastor das Päckchen überreichte.

Nun wollte er schnell die Stadt verlassen, und hatte im Schmerz vergessen, daß ihn die Straße von der Apotheke nach dem Thore vor einem Haufe vorbeiführte, das er immer vermied. Es war ein stattlich schönes Haus, mit bunt lackirten Säulen und Marmorkufen. Reinlich war Holz und Stein wie nur in Holland, große blankte Spiegelscheiben, und den Messingklinker der bronzirten Thüre hätte keine schmutzige Hand angreifen dürfen. Da ritt er herzklopfend vorbei, als es wieder an die Scheiben pochte.

Beim letzten Winterabendsonnenschein blickte ein feingepudertes Gesicht heraus und rief ihm zu:

„Wart Er!“

Er wartete. Das Fenster klornte auf, das gepuderte Gesicht erschien wieder, glänzend im Abendroth, mit unverwüthlicher Ruhe, und die dicke Hand warf ihm einen versiegelten Brief herunter:

„Ich nehme keine Bettelbriefe an. Sag Er das bei sich zu Hause.“

Der Prediger hatte den Brief gefaßt, das Fenster klornte wieder zu. Kein Menschengesicht ließ sich mehr hinter den Scheiben sehen. Es war, als hätte der kalte Abendhauch seinen ganzen Frost über das steinerne Gebäude ausgegossen.

Die Nacht gestern war sternklar gewesen, als der arme Pfarrer die Drohung des Krämers, das Pulver des gewissenhaften Arztes, den versiegelten Brief des hartenherzigen Vaters in der Tasche, heimritt.

Sein müdes Pferd hielt an den wohlbekanntesten Schenken; er mußte es mit Gewalt weiter

reißen, der Apotheker hatte den letzten Schilling bekommen. Ein hell angestimmtes, „Befiehl du deine Wege,“ war ihm Trank und Speise, bis er im grauen Morgenschein seinen Kirchturm erkannte.

Die Thüre war nicht verschlossen, kein Knecht, keine Magd empfing ihn. Oben fand er die arme Frau, erschöpft von der Nachtwache, auf dem Boden liegen neben der Wiege. Nur ihr Kopf ruhte auf dem Schemmel, auf des Kindes Stirn stand der nahe Tod geschrieben. Sie sprach kein Wort, kaum drückte sie die Hand, die er ihr bot. Sie wollte nichts von Trost wissen.

„Es kann ja Niemand unglücklicher sein.“

„Doch, doch Christine,“ sagte er. „Wir sind gefaßt auf dieses Unglück, seit Wochen können wir uns darauf vorbereiten, es schlägt nicht wie ein Blitz bei klarem Himmel ein. Ich las drinnen von einem Vater, der war noch unglücklicher als wir. Einem reichen Lord, den du oft hast preisen hören, als einen Herrn der Herrlichkeit, haben böse Menschen seinen einzigen Sohn und Erben geraubt. Spurlos ist er mit seiner Wärterin verschwunden, und mit ihm das Glück und der Friede einer großen Familie. Unser Kind, wenn es stirbt, nimmt der, gegen dessen Willen kein Widerspruch ist, zu sich. Er wird nicht verdorben. Rein kommt er oben an, wie er rein von uns schied. Den armen Knaben, dessen zarte Kindheit auf Flaumfedern sich wiegen sollte, dessen weiche Wangen kein rauhes Lüftchen treffen durfte, schleppten Leute fort, die ihn früher nicht anblicken durften. Sie schlagen ihn, wenn er schreit. Ist er durstig, geben sie ihm Brantwein zu trinken, hüllen seine zarten Glieder in schmutzige Lumpen, beschmieren sein zartes Gesicht mit Fett und Ruß, werfen ihn auf faules Stroh in dumpfe Keller. Christine, der Vater findet vielleicht ein im Jammer gestorbenes Kind, vielleicht hat eine ruchlose Hand — ach es giebt noch Aergeres. — Wenn die Vorsehung Jahre vorüberrollen läßt, hat er ihn vielleicht doppelt verloren, der Vater findet statt seines schuldlosen Knaben einen ruchlosen wieder, einen Abschoum der Menschheit.“

Die arme Frau hatte heute keine Gefühle für fremde Leiden. Sie wehrte den Tröstenden nur mit der Hand ab.

Der Pfarrer rührte jetzt dem Kleinen das Pulver ein; der armen Frau hatte er nichts mitgebracht.

„Nichts,“ sagte sie, und ihr stieres Auge fiel auf die Brusttasche seines geöffneten Oberrocks.

„Da ist etwas,“ und sie hielt den Brief, ihren Brief, den unentsiegelten Brief an den hart-

herzigen Vater in den Händen. Einige Minuten las sie stumm und still die Aufschrift, als könne sie es noch nicht glauben, dann weinte, schrie und lachte sie, und knütelte ihn in den Händen.

„Du bist nicht Tochter allein, du bist auch Mutter,“ sagte der Gatte, sie mit ernstem Blick auf die Wiege verweisend.

„Ich bin keine Tochter mehr,“ antwortete die Unglückliche, „ich bin keine Mutter mehr.“

Jetzt erst sah er die Worte auf dem Couvert: „Ich habe keine Tochter mehr. Wenn sie fortlaufen will von ihrem Bettelpsarver, kann sie als Magd in meiner Küche Platz finden.“

„Warum mußt du mir folgen!“ rief sie, ihrer nicht mehr bewußt. Der Pfarrer zitterte, und von dem Augenblick an, hatte er mit seiner verlorenen Gattin kein Wort mehr gewechselt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Damit der geneigte Leser wieder mit mehr Appetit seine Cigarre schmauche, die ihm die üble Nachrede über deren Zubereitung verleiden sollte, theilen wir ihm direkt aus Manilla die Nachricht mit, daß dort täglich in einer Fabrik 16,000 niedliche Frauenhände beschäftigt sind, Cigarren zu machen. Die tägliche Arbeit einer Frau schätzt man auf 200 Cigarren. Für das Jahr liefert diese eine Fabrik 500 Millionen Stück. In der Zubereitung herrscht die größte Reinlichkeit, die Hände dieser Frauen sollen meist Mustereemplare von Schönheit sein, obgleich sie fast durchgehend häßliche Gesichter haben. Das Alter der Arbeiterinnen ist zwischen 15—45 Jahren, und die Hauptbedingung bei ihren Cigarren ist, NB. daß Niemand mehr als eine den Tag raucht.

* Vor der Pariser Barriere de l'Etoile stand ein Wagen mit Steinen quer über die Straße, so daß keine Kutsche vorbei konnte. Ein leichter Tilbury fährt heran, gelenkt von einem jungen Dandy; hinten ein kleiner Jockey von etwa 10 bis 12 Jahren. Der Dandy ersucht den Fuhrmann höflich, den Wagen etwas bei Seite zu schieben. Aber der Fuhrmann raucht ruhig seine Pfeife und rührt sich nicht. „Meine Pferde und Wagen stehen so gut,“ erwiderte er bloß, „und ich werde nicht erst einem Windbeutel zu Liebe aufstehen.“ — „Gut,“ sagt der Dandy, noch immer höflich, „wir wollen Euch nicht in Eurer Ruhe

stören.“ Und er sendet den Jockey ab, die Pferde des Fuhrmanns etwas seitwärts zu lenken. Kaum aber ist der Jockey zum Wagen getreten, so fällt der Fuhrmann über ihn her und prügelt ihn. Der Dandy ruft den weinenden Knaben zurück, übergiebt ihm die Zügel und steigt vom Tilbury. „Ah, willst Du auch etwas?“ rief ihm der Fuhrmann zu und schiebt die Aermel seines Kittels zurück. —

„Ja, ich will,“ erwiderte der Dandy ruhig, seinen Rock bis ans Kinn zuknöpfend. Und den Kopf hoch und beide Fäuste fest ballend, schreitet er auf den Fuhrmann zu. Seit David und Goliath gab es keine ungleichern Gegner; der Fuhrmann war ein Mann in voller Kraft, von kolossaler Statur und hatte Fäuste, jede fast so groß wie der Kopf des Dandy; dieser war höchstens 23 Jahr alt, ein schlankes, mittelgroßes Zinkerden, bartlos und fast weibisch von Aussehen. Alles stand gegen ihn. Der Fuhrmann reißt einen rothen Wis über den schwächlichen Gegner, und fährt mit seiner feulensförmigen Faust nach ihm aus, aber dieser ist so flink ausgewichen, und fängt nun nach allen Regeln der Turnwissenschaft den Fuhrmann mit seinen Fäusten zu bearbeiten an, daß dieser — dessen gewaltige Hiebe alle in die Luft geben — ganz betäubt, zerschlagen schwankt und blutend in den Staub zusammensinkt. Zwei Kaleschen, die mittlerweile herangekommen waren, und besorgt um den jungen Mann zugeesehen hatten, applaudiren. Der Sieger setzt dem Gegner den gewichsten Stiefel auf die Brust und fragt, ob er genug habe. Wenn ja, möge er aufstehen, und seine Pferde seitwärts ziehen, sonst müßte er von vorn beginnen. — Diese Worte hatten schon den gehörigen Nachdruck erhalten, stumm erhob sich der Fuhrmann aus dem Staube und that ohne Widerspruch wie ihm befohlen. Der Tilbury aber fuhr nach dieser Ermahnung zur Höflichkeit weiter.

* Beim Einzuge der Königin Victoria in Köln hatte ein Bürger sein Haus Abends mit einem Transparent geschmückt, worauf mit großen Buchstaben die Anfangszeile des bekannten Nationalliedes: „God save the Queen“ (Gott erhalte die Königin) standen. Der Maler hatte aber leider Gottes nicht englisch verstanden und „shave“ statt „save“ geschrieben, und so hieß es denn: Gott barbriere die Königin!